



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Robert Waldmüller (Ed. Duboc): Um eine Perle : Roman.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

Erstes Kapitel.



U der Zeit, als in der festen und mächtigen Stadt Mantua die Frage noch in der Schweben war, ob man sich freuen oder beklagen sollte, daß dem soeben aus dem Leben abgerufenen prachtliebenden Herzoge Vincento dem Ersten ein Regent von ganz entgegengesetzter Geschmacksrichtung, der sparsame Herzog Francesco, gefolgt sei, also im Jahre des Heils 1612, hat sich im Zusammenhang mit der langjährigen, heftigen Verfeindung der Gonzagas und der Buonacolsis eine Geschichte begeben, welche gut verbürgten Berichten hier nacherzählt werden soll.

Die Buonacolsis hatten Mantua im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert beherrscht und waren dann durch die Gonzagas verdrängt worden; ganz ausgestorben waren sie aber immer noch nicht, es gab zur Zeit der hier in Rede stehenden Begebenheiten einen jungen Geistlichen dieses Namens im Priesterseminar zu Rom, und in Mantua selbst bewohnte das Haupt des uralten Geschlechtes, Marcello mit Namen, das stattliche Gebäude, welches der Palazzo Passerino genannt wurde und in dem engen Gäßlein del Zodiaco gelegen war, versteckt wie ein Plan, der das Licht scheut. Mit dem Spottnamen Passerino — das Späßlein — hatte das Volk den letzten Regenten aus dem Geschlechte der Buonacolsis betitelt, wie es scheint, wegen seines kleinen Wuchses und seiner Gefräßigkeit. In ersterer Beziehung war er aber unter den Buonacolsis eine Ausnahme von der Regel gewesen, wie nicht nur die im Rittersaale hängenden Ahnenbilder dieses stolzen Geschlechtes, sondern auch die mächtigen Schwerter und Lanzen und die gigantischen Harnische bewiesen, welche der Prunk der Waffenkammer des Passerinopalastes waren.

Schön und stolz und kraftvoll war denn auch bis noch vor wenigen Sommern das Aussehen jenes Marcello Buonacolsi gewesen, der als Hausherr des alten Familiensitzes sich in Mantua behauptet hatte. Aber seit dem Tode seiner Gattin schien seine Kraft gebrochen, und Mißtrauen gegen alle Welt, selbst gegen seine Tochter Fiorita, einen Engel von Güte, fürchte ihm die Stirn.

Dennoch wußten die Gonzagas recht wohl, daß immer noch einige Unzufriedene Mantuas an dem Glauben festhielten, die Buonacolsis würden wieder

aus Regiment kommen, und es hatte Regenten aus jenem Hause gegeben, die sich bis zu der Äußerung erniedrigten, für das Ohr eines Gonzaga dürfe es keine lieblicher klingende Botschaft geben als die Meldung: der letzte Buonacolfi ist gestorben.

Damals war es dem auch öfter vorgekommen, daß Bravos nach Gelegenheiten auspähten, die stadtkundigen Wünsche der Gonzagas aus eigener Vollmacht zu erfüllen. Aber nachdem mehrere solcher Versuche für den Thäter übel abgelaufen waren, gewann das Gerücht, es sei den Buonacolfis von dem Papste eine schützende Reliquie verliehen worden, immer mehr Boden, und in dem Maße, wie namentlich die unsinnigen Soldatenspielerereien Vincenzo Gonzagas und seine kläglich verlaufenden Türkenkriege den Säckel der Stadt mehr und mehr erschöpften, erinnerten sich die Mißvergünstigten immer häufiger des stillen Palazzo in der düstern engen Gasse, ohne freilich ernstliche Hoffnungen darauf zu setzen.

Still geworden war er in der That. Er hatte seit dritthalb Jahrhunderten höchstens Neugeborene schreien hören; denn selbst die Kinder dieses Hauses, wenn sie nur erst irgend zu Verstand kamen, tollten und tobten nicht nach der Art andrer Kinder; jeder Erwachsene bemühte sich, durch Lautlosigkeit des eignen Behabens sie früh zu leisem Verhalten zu erziehen, und bald wurde die Gewöhnung dazu eine von selbst sich vererbende. Wie die Herren, so die Diener: es gab in ganz Mantua keine schweigsameren und, wenn sie redeten, bescheidner auftretenden Leute als die sämtlich im Dienst ergrauernden Lakeien des Palazzo Buonacolfi; und auch die Mägde, obgleich sie in dem Dienste nicht gar lange ausdauernten, vielleicht vor allem wegen der altmodisch unkleidsamen Pfeffer- und Salzfärbung ihrer Kleider, auch die Mägde unterschieden sich von andern Dienenden, wenigstens in der Öffentlichkeit, durch den gedämpften Ton ihrer Redeweise. Dabei trugen so die Herren wie die Diener den Kopf hoch, und aus ihren Augen blitzte Selbstgefühl. Man wußte nicht: war jenes auffällige Vermeiden aller Lautheit einst der Ausfluß von Furcht und Vorsicht gewesen und hatte er sich dann aus bloßem Festhalten an einer überlieferten Familiensitte in den folgenden Geschlechtern festgesetzt, oder aber lag diesem Benehmen von jeher der Plan zu grunde, das lärmende Treiben vieler der Gonzagas noch greller und vorlauter erscheinen zu lassen.

Auch hatte es Ausnahmen von der Regel gegeben. Vittoria Buonacolfi, die Urgroßmutter Fioritas, war eine Weltlinerin aus dem edeln Geschlechte der San Salvatore gewesen, eine fröhlich geartete Natur, die das Herkommen des stillen Palazzo während zweier Jahrzehnte schier auf den Kopf gestellt hatte. Man sagte, daß Giulio Romano, der Liebling des Herzogs Federico Gonzaga, zuweilen abends in dem Schatten des schmalen Gäßchens del Zodiaco verschwunden sei, und es gab Leute, welche in der hüllenlosen Hauptfigur seines berühmten Deckenbildes des Palazzo ducale — der Nacht in einem Wagen mit

weißen Koffen — die schöne Weltlinerin wiedererkannt haben wollten. Daß sie für den Raub der Helena in der Sala di Troja dem großen Künstler Modell gestanden habe, ist bestritten worden, und wohl mit umso größerem Rechte, als die Gonzagas dem Künstler eine solche Apotheose einer Buonacolsi unmöglich gestattet haben würden.

Im übrigen hatten weder jene frühlicheren Zeiten des Palazzo Passerino noch auch die Perioden zahlreicher Nachkommenschaft eine Wiederholung gefunden. Selten nur war der alte Stamm über ein spärliches Vegetiren hinausgekommen.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Vereitelung der Mordanschläge auf eine von dem Papste gespendete Reliquie zurückgeführt wurde. In der That hatten die Buonacolsis, seit sie im Unglück waren, dort Trost gesucht, wo das Spenden desselben sich mit besondrer Zuversicht auf die dazu erhaltene himmlische Vollmacht beruft: aus den Ghibellinen waren Guelfen geworden.

Beichtväter des Teatinerordens nicht allein, auch Mönche des durch Vincenzo den Ersten gestifteten Minimiklosters schlüpfen daher in dem düstern Zodiacogäßchen aus und ein und traten mit ihren Schuhen oder Sandalen die Stufen der breiten Sandsteintreppen aus. Während nun das, wie erwähnt, auf vier Augen herabgekommene Prätendentengeschlecht den Gonzagas nicht mehr gefährlich werden zu können schien, und Vincenzo der Erste sich daher inmitten seiner verschwenderischen Feste kaum noch um den Palazzo Passerino gekümmert hatte, war in seinem Nachfolger Francesco gleich nach dessen Regierungsantritt jener alte Argwohn in fast krankhaftem Grade wieder erwacht. Möglich daß, wie vielseitig vermutet wurde, er schon nach Kronprinzenart anderer Ansichten sein zu müssen glaubte als sein Vater, und in der That begann er ja sein kurzes Regiment mit Entlassung der Komödianten und eines großen Theils der Diener seines prachtliebenden Vaters, setzte die von diesem verabschiedete Schweizergarde des Castello di Corte wieder ein, begünstigte in grellem Abstände zu den formlosen Gewohnheiten Vincentos die steife spanische Etikette, nötigte die von seinem Vater in letzter Zeit glimpflich behandelten Juden, ein strohgelbes Band um den Hut zu tragen, und enthob den alten Hofarzt Doktor Passavino seiner ärztlichen Funktionen, indem er ihn mit der ihm sehr ungeläufigen Aufgabe betraute, eine Geschichte der Gonzagas „von ihrem Ursprunge an“ zu verfassen.

Aber wahrscheinlich entsprang Francescos Furcht vor den Buonacolsis den Einflüsterungen Vitalianos, eines Mannes, welcher unter Vincenzo als sogenannter Superiore der geheimen Kundschafter eine bedeutende Stellung eingenommen hatte und, um sich auf diesem Posten zu behaupten, gleich bei dem Regierungsantritte Francescos beflissen gewesen war, den letztern gegen die Buonacolsis in den Harnisch zu bringen.

Dies hatte umsoweniger Mühe gekostet, als Francescos abergläubische

Neigungen auf halbem Wege den Bemühungen Vitalianos entgegenkamen. Von den drei legitimen Söhnen Vincentos ging im Volke die Sage, sie würden, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, aus der Welt gehen, eine Prophezeiung, welche allerdings eingetroffen ist und deren Entstehung vielleicht auf ihre lockere Lebensweise zurückzuführen war, durch Vitaliano aber geschickt mit geheimen Veranstaltungen der Buonarottis in Zusammenhang gebracht wurde.

Kurz vor Francescos Thronbesteigung hatte seine bisher nur mit Töchtern gesegnet gewesene Gattin Margarete von Savoyen ihm nun einen Thronerben geboren, und die goldene Wiege des schwächlichen Prinzchens Lodovico war von diesem Tage an der Gegenstand so auffälliger Vorkehrungen Vitalianos geworden, daß der ohnehin nervöse Francesco kaum noch an andres als an die Nähe drohender Gefahren zu denken vermochte.

Zweites Kapitel.

In dieser Zeit, wo der Gedanke an den Palazzo Passerino allnächtlich die Träume Francescos mit Schrecknissen erfüllte, verbrachte der alte Marcello Buonacolsi während eines heftigen Gichtanfalls manche schlaflose Nacht mit einer ihn nicht minder beunruhigenden Sorge, einer an sich sehr harmlosen, aber endlich dem alten Herrn so lästig werdenden Sorge, daß er das Gelübde that, für den Fall daß er geneset, sich dieselbe durch eine Reise nach Verona ein für allemal vom Halse zu schaffen.

Es handelte sich nämlich um den Ankauf einer jener unförmlichen Perlen, die zu Zeiten sehr geschätzt sind und für die, wenn sie ein Schmuckstück vervollständigen helfen sollen, der höchste Preis nicht zu hoch ist, da ein komplettes Stück dieser Art immer Liebhaber findet. Aus dem Familienschmuck der Buonacolsis war eine solche Perle vor langer, langer Zeit abhanden gekommen. Oft hatte der alte Buonacolsi von der Ehrenpflicht geredet, eine so häßliche Lücke nicht fort und fort bestehen zu lassen. Endlich, nachdem jene Krankheit überstanden war, begab er sich in der Gesellschaft seiner Tochter und begleitet von einem Diener und einer Dienerin auf die Reise nach Verona, dem damaligen Hauptmarkt Italiens für kostbare Perlen.

Heute fährt man dreimal täglich in einer bis fünfviertel Stunde von Mantua bis Verona; die Erfindung des Dampfes hat die Entfernung zwischen den beiden Städten nahezu aufgehoben. Zur Zeit des letzten Buonacolsi reiste man noch zumeist zu Pferde, und nur eilige Leute, nicht Leute von Stande, legten die Strecke in einem einzigen Tage zurück.

In der Mitte des Weges, in Villafraanca, nahm daher auch die Kavalkade des alten Buonacolsi Nachtquartier. Es gab in dem Städtchen drei oder vier für Kavaliere benutzbare Herbergen. Die mindest ansehnliche führte auf ihrem Schilde den an die Zeit der Scaliger gemahnenden Namen la Scala und über

dem Schilde hatte sich, umrankt von Nebenlaub und Kletterrosen, das steinerne Wappen des einst mächtigen Geschlechts erhalten, das, zum Gedächtnis an seinen armen, mit hölzernen Leitern handelnden Vorfahren, eine Leiter — eine Scala — in seinem Schilde führte, auf welcher ein Adler saß, das Wappentier der römisch-deutschen Kaiser.

Bei dem Sturze der Scaliger hatten die Gonzagas mitgeholfen, von jeherkehrten die Buonacolsis daher in der Herberge zu Scala ein, mochte die Bewirtung noch so viel zu wünschen übrig lassen, und auch der Vater Fioritas, der an solchen Überlieferungen seines Hauses mit ehrfurchtsvoller Treue festhielt, nahm in keiner andern dortigen Herberge Unterkunft.

Im Gegensatz dazu waren die Gonzagas von Alters her ebenso nachsichtig anspruchslose Kunden des der Scala gegenüberliegenden Gasthauses zum Conte della Virtù — bekanntlich der Beiname des ersten Herrschers, welcher den Scaligern folgte, des Giovanni Galeazzo Visconti, dessen Jugend in kirchlichen Übungen verstrichen war.

Nun fügte es der Zufall, daß eben zu derselben Zeit, als die Buonacolsis in der Scala nächtigten, Giuseppe Gonzaga im ersten Stock des Conte della Virtù beim Weine saß, denn in der Nähe der Wallfahrtskirche Madonna di Campagna bei Verona pflegte an jedem ersten Quartalmontag ein stark besuchter Pferdemarkt abgehalten zu werden, Giuseppe, ein leidenschaftlicher Pferdehhaber, hatte aber heute dort ein Dreigespann von Modeneser Grauschimmeln erstanden, und da das zur Komplettierung des Gespannes erforderliche vierte Pferd gleicher Farbe in Villafranca zu finden sein sollte, so hatte er sich dahin begeben.

Dieser Handel lag ihm sehr am Herzen, denn die berühmte Naturbrücke — Ponte di Beja — unweit Lugo war ohnlängst von einem verwegenen jungen Fant aus S. Martino mit einem Zweigespann befahren worden — ihre Breite beträgt nur sechs Meter und rechts und links gähnen Abgründe —, und seitdem redeten alle Damen Veronas nur von dem Mute Felice Ligozzis, so hieß der glückliche Waghals.

Da nun Giuseppe Gonzaga bisher niemandem das Recht zugestanden hatte, ihn in Leistungen dieser Art in den Schatten zu stellen, so war er willens, sobald er ein passendes Biergespann finde, vor aller Augen den Ponte di Beja mit demselben zu befahren. Das Dreigespann hatte nun zwar mehr Jugendfeuer und mehr Lust zu tollen Seitensprüngen, als für das gefährliche Vorhaben zweckdienlich war. Diese Eigenschaften hatten es ihm aber gerade empfohlen, da er nun einmal nur im Vollbringen von Tollkühnheiten Befriedigung fand, und so war ihm auch der Besitzer des vierten Grauschimmels, obschon nur ein simpler Holzkohlenhändler, nicht zu schlecht und nicht zu schwarz gewesen, als daß Giuseppe Gonzaga nicht den Versuch gemacht hätte, die Abgeneigtheit des Kohlenhändlers gegen das Weggeben des ihm wertten Tieres durch ein paar

Stunden Zuredens bei einigen Flaschetten lautern Valpolicella-Weins ins Wanken zu bringen.

Gelungen war es ihm nicht, und so wollte er sich eben unmutig nach Auslöschten seines Lichtes aufs Lager werfen, als sein Auge plötzlich in der Richtung zweier taghellen Fenster festgehalten wurde, die denen seines Zimmers gerade gegenüberlagen, also in dem altmodischen *Albergo della Scala*. Die Helligkeit war so groß, daß er ohne Mühe eine bei ihrer Nachttoilette beschäftigte, von einer robusten, rofigen Kammerjungfer oder Kammerfrau bediente anmutige junge Dame in allen ihren Bewegungen und, wenn sie ihr Gesicht nach der Fensterseite wandte, auch in allen Einzelheiten ihrer reizvollen Erscheinung deutlich übersehen konnte, was mit gespannten Blicken zu thun er denn auch nicht unterließ. Sie saß in einem weißen, mit schwarzen Schleifen besetzten Nachtkleide vor zwei stumpfwinklig nebeneinander stehenden Spiegeln, und unter dem Kämme ihrer *Cameriera* flutete über die Schultern der jungen Schönen eine so reiche Fülle goldblonden Haares, wie *Giuseppe*, ob schon auch auf dem Gebiete weiblicher Schönheit kein Neuling, nie im Leben gesehen zu haben glaubte. Ob ihre Augen blau oder braun waren, vermochte er nicht zu erkennen; waren sie braun, so hatten sie ein sanfteres Feuer, als er ebenfalls je an braunen Augen wahrgenommen zu haben meinte. Nur wenn sie Einwände gegen die zu große Helligkeit des Zimmers zu erheben schien, oder wenn eine ihrer Hände nach den Fenstern deutete, als sei ihr die Abwesenheit jeder Art von Vorhängen störend, nur dann nahm ihre Miene unter dem Zusammenziehen ihrer feinen dunkeln Brauen etwas Gebieterisches an, was aber im nächsten Augenblicke vorüberging, da die *Cameriera* augenscheinlich mit ihrer redseligen Zungen- und Geberdensprache allemal den Beweis zu führen vermochte, mindere Helligkeit sei für Personen von Stande doch nun einmal nicht schicklich — solche Personen reisten damals immer mit eignen Kerzen —, und da in dem gegenüberliegenden Gasthose schon alles stockfinster sei, so bedürfe man doch auch wahrlich keiner Vorhänge.

Ungefähr hatte *Giuseppe Gonzaga* das Richtige erraten, doch war es ihm im Grunde weit gleichgiltiger, was über solche Dinge zwischen der schönen jungen Dame und ihrer *Dueña* geredet wurde, als ihn das Auskundschaften ihres Namens und ihrer Herkunft interessirten; mehr als das aber noch beschäftigte ihn, während er jede ihrer Bewegungen mit immer heftiger klopfendem Herzen verfolgte, die Frage, wie er Mittel und Wege ausfindig machen solle, um sich ihr morgen zu nähern; denn schon hatte er sich den vierten Grauschimmel und die *Beja-Naturbrücke* aus dem Sinn geschlagen und dachte nur noch an die Reize der namenlosen Schönen.

Während er im Schutze der Dunkelheit seines Zimmers immer mit den Augen die liebliche Szene in dem taghellen Gemache jenseits der Straße umkreifte — ein Nachtfalter, den der Schimmer der Kerze in ihren Bann gezogen

hat —, zermarterte er sein Hirn mit verwegenen Plänen aller Art, bis auf einmal das Gefchaute nur noch in seiner Vorstellung lebte — die Nachttoilette hatte ihr Ende erreicht, die Schöne war in einem Kofen verschwunden und die robuste Cameriera blies die Lichter aus.

Der junge Veroneser zündete seinerseits nun ein paar Kerzen an, trat vor den auch in einem Winkel seines Zimmers stehenden Doppelspiegel und musterte seine Erscheinung. Er gefiel sich nicht. Vor allem sein üppig um Rinn und Lippen wuchernder roter Bart, der Gegenstand des Neides manches jungen Veroneser Edelmannes, schien ihm heute weit mehr zu dem Charakter eines Kaufbolbes als zu dem eines schwärmerischen Anbeters zu gehören. Ob er eher als ersterer oder als letzterer dem Gegenstande seines Sehns nachkommen würde, blieb freilich fraglich. Die junge Dame konnte durch bloßen Zufall in dem Gasthause, das die Anhänger der Buonacolsis begünstigten, eingekehrt sein; für diesen Fall stand einer Anknüpfung vielleicht kein andres Hindernis im Wege, als der in Verona stadtkundige Ruf Giuseppe Gonzagas und das schon ziemlich lange Register seiner Abenteuer. Gehörte sie oder ihr Stammbaum aber zu der alten, immer noch nicht ganz bekehrten Gegenpartei der Gonzagas, so mußte die Unsicherheit der Straßen möglicherweise als Mittel zur Annäherung benutzt werden, sei es, daß Wegelagerer dabei für Giuseppe Gonzaga in Thätigkeit zu treten hätten, wo er selbst sich dann die Rolle eines Retters der jungen Dame zuteilen würde, sei es, daß er als politischer Parteigänger die Reisenden zwischen Villa Franca und Verona aufzuheben und auf Grund irgendeines Verdachtes zeitweilig in einem Schlupfwinkel der gebirgigen Umgegend festzusetzen habe.

Sehr viel lieber hätte er auf der Stelle den Conte della Virtu geräumt und sich mit seinem Diener in der Scala einquartiert. Aber sein Faktotum Beppo hatte zumeist nur vormittags seine fünf Sinne beisammen. Ohne Lärm und Aufsehen war die Umquartierung also nicht zu beschaffen, und so mußte schon abgewartet werden, was der nächste Tag im Schilde führe.

Drittes Kapitel.

Mit dem ersten Hahnenschrei war der junge Veroneser wach. Im Nebengemach schnarchte noch auf einem Bündel Reisstroh Beppo. Giuseppe faßte ihn am Kragen und stellte ihn mit einem kräftigen Ruck auf die Füße. Dann wies er ihn an, sein struppiges Haupt in einen Wasserzuber zu tauchen — das einzige damals übliche Waschgerät für Dienerzimmer —, und kehrte, während Beppo auf diese Weise die letzten Reste seines Rausches vertrieb, an das Fenster zurück, von welchem aus er gestern Abend die holde Nachbarin beobachtet hatte.

Es war ein kühler Sunimorgen. Hoch in der klaren blauen Luft wirbelte die Lerche. Auf dem ragenden Giebel des Gasthofs zur Scala schmagzte und schmalzte der frühwache Rotschwanz.

Der frische Hauch der Morgens durchfröstelte den noch vom Schlummer Erhitzten. Er trat vom offenen Fenster zurück, machte einige Gänge durchs Zimmer und blieb endlich vor einem breiten Holzschnitt, der über zwei Wandkalendern hing, stehen, ohne etwas dabei zu denken. Erst als er nach abermaligem Hin- und Hergehen wieder an der nämlichen Stelle still stand, kam ihm der Gedanke, sich die Kalender etwas genauer anzusehen, um nach dem Namen des den heutigen Tag beherrschenden Heiligen einen Schluß auf die günstigen oder ungünstigen Aspekte seines eben in der Vorbereitung begriffenen Abenteuers zu ziehen. Er kam indessen nicht darüber ins Klare, denn die Kalender stimmten keineswegs überein. Auf dem einen gehörte der heutige Tag der heiligen Katharina, auf dem andern dem heiligen Theobald. Über jenem Kalender befand sich das Holzschnittporträt eines römischen, mit dem Vorber gekrönten Imperators, über diesem dasjenige eines Papstes, beide, wenn auch mit dem Rücken gegen einander gekehrt, friedlich in einem gemeinsamen Holzrahmen untergebracht, ebenso friedlich und verträglich wie im gemeinsamen Goldpapierrahmen unter ihnen die beiden ungleich lautenden Kalender hingen.

Giuseppe Gonzaga hatte immer den Sitz im Sattel dem auf der Schulbank vorgezogen. Er machte Verse, aber seine Schrift war schwer zu entziffern. Er las nicht ohne Mühe und wußte aus dem Gelesenen nicht allzurash klug zu werden. Vom heiligen Theobald und von dem Schutzgebiet desselben war ihm nie etwas zu Ohren gekommen, und was er von den armen Schluckern gesehen hatte, die vor der heiligen Katharina ihre Andacht verrichteten, paßte ihm auch nicht sonderlich; Kavaliers waren nicht darunter gewesen.

Zur rechten Zeit meldete sich Beppo als wieder völlig im Besitz seiner körperlichen und geistigen Funktionen. Er war wenig älter als sein Herr, hatte aber, wanderlustig wie die meisten Paduaner, viel von der Welt gesehen, war ebenso gewitzt als verschmizt und nie um eine Auskunft verlegen.

Im vorliegenden Falle brauchte er seinen Kopf nicht gerade anzustrengen, denn er war ehemals Sakai bei einem Kardinal gewesen und hatte solche aus Nürnberg und auch aus Augsburg stammende Kalender — den julianischen und den gregorianischen — nicht selten zu sehen bekommen, wußte auch zu berichten, daß die sogenannten Evangelischen noch immer nach dem julianischen rechneten, weshalb die Kalendermacher in Ländern beider Konfessionen beide Zeitrechnungen neben einander stellten.

Soweit, meinte sein Herr, würde er selbst wohl auch noch das Richtige herausgeklügelt haben. Wie stehe es aber mit den Heiligen?

Bei den Evangelischen, replizierte Beppo, habe die heilige Katharina heute das Patronat.

Und bei uns Rechtgläubigen?

St. Theobald.

Der Schutzpatron von welcher Art von Subjekten?

Der Schuster und Schuhflicker, Euer Gnaden.

Ich hätte mir's denken können, sagte Giuseppe unwirsch. Der Tag ist ungünstig. Gestern, als mein Schuhherr S. Giuseppe regierte, nicht heute mußte es sein. Aber mit einem Trunkenbold wie du ist man nie imstande, den rechten Augenblick zu benutzen.

Mit Verlaub, Euer Gnaden, schluckte Beppo die Bille lächelnd hinunter, habt Ihr jemanden auf dem Strich?

Du wirst gleich das Nähere hören.

Eine Bellezza?

Warum?

Etwas die Frau eines Schusters?

Einfaltspinsel!

Oder die Tochter eines Schuhflickers?

Du wirst unverschämt.

Aber im Gegenteil, Euer Gnaden, ich gebe mir Mühe, Euch zu beweisen, daß Ihr ja gerade heute die besten Chancen habt.

Und wie willst du mir das beweisen?

Indem ich Euch zu Gemüte führe, daß heute St. Theobald regiert.

Und weiter?

Und daß wir also nur nicht den Schustern und Schuhflickern ins Gehege kommen dürfen, Eure Schöne gehört nun nicht zu der Sippe dieser ledernen Gesellen. Also mutig an das Tagewerk, Signore! Was ist Euer Auftrag?

Giuseppes Bedenlichkeiten zerstreuten sich. Er beschrieb dem sündigen Schlaupfopf die beiden Frauenzimmer, über deren Reiseziel und etwaiges Vorhaben unter der Hand Erkundigungen einzuziehen seien, und Beppo verschwand wie der Jagdfalke in die Lüfte steigt, sobald ihm die Klappe von dem Kopfe genommen wird.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Die journalistische Arbeitseinstellung in Wien, welche im 6. Hefte d. Bl. erwähnt wurde, hat rasch ein Ende gefunden und zwar in der geahnten Weise. Zunächst sah sich der Präsident des Abgeordnetenhauses, welcher dem Verlangen des Abgeordneten Schönerer, die Reporter von den nur für Mitglieder des Hauses bestimmten Räumen ferngehalten zu sehen, volle Berechtigung zuerkannt hatte, bewegen, demselben in der nächsten Sitzung eine Rüge für Beleidigung eines ganzen ehrenhaften Standes zu erteilen und hiervon die Reporter schriftlich zu benachrichtigen. Die Einwendung Schönerers, seine abfälligen Bemerkungen hätten sich nach Ausweis des stenographischen Protokolls ausdrücklich auf diejenigen Journalisten bezogen, welche gefälschte Berichte verbreiten, blieb unbeachtet. Dann kam durch Intervention der Ordner des Hauses ein Uebereinkommen zustande, demzufolge ein